



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., G.: Porträts der Berliner Universität.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wiesen. Er ist unpopulär. In Prag wird der Kaiser Ferdinand benutzt zu Demonstrationen gegen den neuen Monarchen. Sein Geburtsfest wurde mit ausgezeichneter Pracht gefeiert, man ruft so oft als möglich: Hoch Ferdinand! man besingt ihn, blos um zu zeigen, daß man den neuen Kaiser nicht mag. Es ist zu bezweifeln, ob in Wien Franz Joseph I. jene Popularität genießen wird, die Ferdinand bis zu den Octobertagen genoß.

Die Gesetze, welche dem Ministerium wunderbar leicht aus der Feder zu fließen schienen, haben bereits alle ihre Beurtheilung gefunden. Das Gesetz über die Geschwornengerichte soll mit Nächstem erscheinen. Einige indiscrete Mittheilungen über dasselbe haben bereits in mehreren Journalen vor der Zeit sehr beachtenswerthe Betrachtungen und zugleich einen Kampf zwischen der Ostdeutschen Post und dem Lloyd, welche zwei Journale Tag für Tag mit einander anbinden, hervorgerufen. Die Ostdeutsche Post meinte, der veröffentlichte Entwurf sei blos eine Mystification. Leider ist dem nicht so. Das Ministerium Schwarzenberg verstand es, die freie Gemeinde so zu ordnen, daß man mit Schmerzen die Zeiten der gestrengen Herren Verwalter und hochmögenden Bürgermeister zurückwünscht, und es wird ihm ein Leichtes sein, das Schwurgerichtswesen so einzurichten, daß man Jene glücklich preisen wird, die noch den alten Criminalgerichten in die Hände fielen.

Heute ging Fürst Windischgrätz nach Prag ab; man sagt, er wird das Gouvernement übernehmen. Stratimirovic und Knicanin sollten (nach dem Lloyd) den ungarischen General Perzcel auf dem rechten Donauufer geschlagen haben. Ist der Sieg in der That so bedeutend, wie ihn der Lloyd schildert, so dürfte sich die Lage der Kaiserlichen etwas bessern.

S-z-e.

Porträts der Berliner Universität.

2. J a c o b i.

Jacobi erzählte kürzlich, wenn er Wohnungen miethen gehe, werde er immer gefragt, ob er ein Verwandter des berühmten Jacobi sei. Unter dem berühmten Jacobi versteht Berlin nämlich den „Feind des Hauses Hohenzollern,“ dem das Volk von Berlin in den Novembertagen einen solennen Fackelzug brachte. Unser Jacobi ist nur der unbekannte Professor der Mathematik, der sich glücklich fühlen mag, einen Namensvetter von berühmtem Namen zu besitzen.

Jacobi ist 1804 in Potsdam geboren. Er schwankte längere Zeit, ob er sich der Mathematik vorzugsweise widmen solle und beschäftigte sich viel mit philoso-

phischen und philologischen Studien. Nachdem er sich der Mathematik ganz zugewendet hatte, errang er unglaublich schnelle Lorbeeren. 1824 habilitirte er sich als Privatdocent in Berlin, 1827 erhielt er in Königsberg eine außerordentliche, 1829 eine ordentliche Professur der Mathematik. Durch das Zusammenwirken von ihm, Bessel und Neumann wurde die Königsberger Universität der Hauptsitz der Mathematik in Deutschland. Fast um dieselbe Zeit wurden dieser Anstalt ihre ersten Koryphäen entrisen, durch den Tod Bessel's und durch die Ernennung Jacobi's zum ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie. — Die Mathematik befindet sich in diesem Augenblick noch nicht auf dem Punkte der Entwicklung, wo das Material erschöpft ist und es sich um die formale Abrundung, um die systematische Gliederung handelt. Vielmehr sind gerade in neuerer Zeit ganz neue Gebiete entdeckt, neue Wege eröffnet worden, und die Bemühungen der größten Mathematiker sind dahin gerichtet, den Blick in die Zahlen- und Formelwelt immer weiter auszudehnen, den schon gemachten Eroberungen neue und kühnere hinzuzufügen. Zu dieser Richtung gehört auch Jacobi. Seine Vorlesungen haben in der Regel einen sehr schwierigen Inhalt. Er überläßt sich ganz seinem Genius, beginnt mit leichten und einfachen Deduktionen und befindet sich plötzlich auf einem Gebiet, wohin ihm nur der kleinere Theil folgen kann. Er selbst hat die verwickeltsten Formen mit bewundernswürdiger Klarheit in seinem Kopfe und braucht keine Tafel, um mit ihnen zu rechnen; seine Zuhörer sitzen versteinert da und bringen oft nichts Anderes nach Hause, als das Gefühl ihrer Unbedeutenheit. Dieser Nachtheil ist, wie ich glaube, nicht hoch anzuschlagen. Fast in allen Wissenschaften, namentlich aber in der Mathematik, läßt sich das Positive aus Büchern erwerben. Soll der Universitätsunterricht einen Zweck haben, so muß er in den Händen von Männern sein, die durch das Hervorragende ihrer Persönlichkeit, durch die individuelle Form, in der sie ihr Wissen geben, auf die Studirenden wirken. Die lebendige Thätigkeit eines großen Geistes belauschen zu können, ist tausendmal fruchtbringender, als einige Formeln mehr zu wissen. — Es gibt viele Gelehrte, die kein Interesse haben an der unmittelbaren Belebung ihres Wissens durch Unterricht; zu ihnen gehört Jacobi nicht. In Königsberg gründete er mit Neumann gemeinschaftlich ein mathematisch-physikalisches Seminar; in Berlin hält er unausgesetzt Vorlesungen, obgleich er als Mitglied der Akademie nicht dazu verpflichtet ist. Nur freilich darf man nicht von ihm voraussetzen, daß er sich dadurch gebunden fühle. In Königsberg kündigte er einmal absichtlich eine so schwierige Vorlesung an, daß sich nur Wenige dazu meldeten, und diesen Wenigen rieth er dann wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes ab, daran Theil zu nehmen. Er macht überhaupt den Eindruck, als ob er sich nicht leicht zu etwas zwingen

Interessant war es, Jacobi vom Katheder auf die Tribünen der Clubs steigen zu sehen. Warum sollte Deutschland nicht auch seine Arago's und Bailly's haben? Er hätte freilich schon längst Gelegenheit dazu gehabt, denn in Königs-

berg war zu der Zeit als Jacobi dort lebte, ein reges politisches Leben, (d. h. eine rege politische Rannegießerei); — damals zog er sich in die stolze Einsamkeit des Gelehrten zurück.

Sein Aeußeres macht zunächst einen befremdenden Eindruck. Ein beständiges Lächeln schwebt um seine Lippen, nur dem Grade nach verschieden, ein Lächeln, halb ironisch, halb gutmüthig. Bei der freundlichen Art, die er gegen Jedermann hat, kann man ihm eigentlichen Hochmuth nicht zuschreiben; er interessirt sich nicht bloß für sich, auch nicht bloß für die Wissenschaft, auch für Menschen und namentlich für die Bildung der Menschen hat er Herz und Sinn. Daneben aber hat er wie es sich nicht anders erwarten läßt, das Gefühl von der Ueberlegenheit seines Geistes, und dies prägt sich nicht minder in seinem Aeußern, als in seinen Reden aus. Er spricht gern von seinen theils vornehmen, theils gelehrten Verbindungen, er erwähnte einst in einer Rede, daß er Mitglied fast aller großen Akademien Europa's sei; dann freilich hüllt er sich auch wohl in den Mantel der Bescheidenheit, läßt unbedeutenden Menschen große Anerkennung wiederfahren, ja die unebenbürtigsten Gegner habe ich ihn mit merkwürdiger Schonung behandeln sehen. Diese eigenthümliche Mischung von Selbstgefühl, Geringschätzung und Wohlwollen drückt sich in seinem Aeußern aus, daneben eine ungemeine Behaglichkeit und Ruhe. Als feinetwegen die erbittertste Aufregung im Wielenz'schen Saale unter tausend Zuhörern herrschte, stand er mit der größten Ruhe auf der Tribüne, sprach mehr als eine Stunde, eben so langsam und behäbig, wie gewöhnlich, auch nicht in dem Ton der Stimme war eine Spur der Aufregung zu entdecken.

Ein Redner ist Jacobi nicht, und doch macht seine Rede Eindruck durch die Eigenthümlichkeit des Geistes, die vor uns tritt. Er spricht nicht nur langsam und schwerfällig, er verliert auch oft den Faden des Vortrags, bringt ungelente Sätze zusammen, schweigt längere Zeit gänzlich und überlegt, wie er die Rede weiter führen soll. Seine Reden haben aber stets Inhalt, Zusammenhang und tragen den Stempel der innern Geistesthätigkeit. Er legt sich zuweilen kurz vorher die Hauptgedanken, die er erörtern will zurecht und dann ist sein Vortrag fließender; oft spricht er ganz improvisirt. Er liebt es, über kleine, ganz unbedeutende Fragen das Wort zu ergreifen, namentlich wenn Alles überzeugt ist, daß kein Einziger darüber sprechen werde. Er pflegt dann nicht gerade etwas besonders Erhebliches vorzubringen, aber man hat doch vor seiner Person so viel Achtung, um die Sache ernstlicher in Erwägung zu ziehen.

Als in der ersten Hälfte des Monats April der constitutionelle Club gegründet wurde, traten gleich anfangs drei verschiedene Klassen von Mitgliedern hervor; erstens diejenigen, die bisher dem alten Systeme treu und ergeben gedient hatten und nun die Maske des Constitutionalismus vorzunehmen für zweckmäßig hielten, sodann die aufrichtig und gemäßigt Constitutionellen, endlich solche, die eigentlich auf dem Boden der Demokratie standen und dem politischen Club nur darum nicht

beitraten, weil es ihnen dort nicht fein genug war. Zu welcher dieser drei Klassen Jacobi gehört hat, der von Anfang an ein regelmäßiger Besucher der Club-Sitzungen war, wissen wir nicht. Er hielt sich indeß lange Zeit hindurch passiv; zum erstenmale theilte er sich bei der Polendebatte durch eine Bemerkung vom Platze aus. Ein Redner donnerte in die Versammlung hinein: Ist Jemand in diesem Saal, der die Theilung Polens nicht für ein schmachliches Unrecht hält? Alles schwieg, nur von einem Platze aus hörte man in ruhigem und gleichgiltigem Tone: Ich — es war Jacoby. — Sein erstes eigentliches Auftreten war zur Zeit der Wahlen. Der constitutionelle Club hatte es unternommen, Candidaten zur Deputirtenwahl in Vorschlag zu bringen. Jacobi bewarb sich um die Unterstützung des Clubs. Er hielt eine kurze Rede, in der er unter Andern sagte, er halte die constitutionelle Verfassung für die zeitgemäße, obschon ihn bei dem Worte Republik gerade keine Gänsehaut überlaufe; man müsse sich aber von jetzt an gewöhnen, mit gewissen Worten einen andern Sinn zu verbinden, z. B. mit dem Worte Ordnung; das hätten die früheren Regierungen stets den Liberalen vorgehalten: ihr werdet um die Ordnung und Ruhe kommen; ja, fügte er hinzu, um die Ordnung und Ruhe der früheren Zeit sind wir gekommen und sollen wir kommen, denn das war eine Kirchhofsruhe, von jetzt an ist Ordnung und Ruhe nicht mehr denkbar ohne freie Bewegung der Geister. — Seine Gegner benutzten diese Stellen, um ihn in den Ruf eines Republikaners zu bringen und zu dem Vorwurf, er habe die heiligsten Begriffe frech verhöhnt. Er bekämpfte aber eben nur die Unterdrückung der geistigen Freiheit unter dem alten Regime, und war nicht so kurz-sichtig, um nicht zu sehen, daß auch die äußere Physiognomie der Gesellschaft eine bewegtere sein müsse, wenn die Schranken der individuellen geistigen Freiheit fallen sollten. Gerade auf diesen Punkt kommt er oft zurück; er faßt die Freiheit von dem Standpunkt aus, von dem sie für den Mann der Wissenschaft das meiste Interesse hat; man soll die Menschen nicht hindern, ihre Ueberzeugungen zu haben, sie auszusprechen und für sie zu wirken. Er scheint die Gefahren, die aus einer unbeschränkten derartigen Freiheit hervorgehen, da er sich ihrer unzweifelhaft bewußt ist, entweder nicht zu fürchten, oder für ein nothwendiges Uebel zu halten. Er geht aber offenbar dabei von einer sehr idealen Auffassung aus; was ihm als Trivolarität ausgelegt wurde, ist gerade der edelste, der echt humane Zug, der durch seine politische Anschauung durchgeht. — Jacobi erlangte damals wenigstens eine Art von Erfolg. Den heftigen Angriffen, die Grelinger und andere Königsberger gegen die Redlichkeit seines Charakters richteten, der Aufregung, die dadurch im constitutionellen Club entstand, ist vorzugsweise das so plötzliche Sinken dieses Clubs zuzuschreiben. Theils wollte nach den so leidenschaftlichen und heftigen Sitzungen, die die Jacobi'sche Angelegenheit hervorgerufen hatte, der trockene Verlauf der folgenden Debatten nicht mehr zusagen, theils war eine persönliche Bestimmung eingetreten, die das Ausscheiden Grelingers und vieler andern Mitglieder

zur Folge hatte. Während der Streitigkeiten über Jacobi's Charakter schmolz die Zahl der Mitglieder auf mehr als tausend an; als sie beendet waren, betrug die Zahl der Anwesenden selten mehr als hundert. Wir gehen auf die Untersuchung, ob einem Manne Redlichkeit des Charakters zuzutrauen sei, der dem Könige die Hand geküßt, eine ehrfurchtsvolle Dedikation geschrieben habe, und nun erkläre, daß ihn bei dem Worte Republik keine Gänsehaut überlaufe, nicht ein.

Im Laufe des Sommers schied Jacobi aus dem constitutionellen Club und ward Vorsitzender in dem eben erst entstandenen Verein für Volksrechte, einem aus den radikalsten Elementen der Berliner Demokratie bestehenden Club. Daß Jacobi, als er den Vorsitz übernahm und sich verpflichtete, ihn einen Monat lang zu führen, die eigentlichen Tendenzen des Clubs nicht kannte, erhellt daraus, daß er, nachdem dieser Monat verfloßen war, nicht nur sein Amt niederlegte, sondern aus dem Club gänzlich schied. Man hatte, um den Club in die Höhe zu bringen, einen berühmten Namen an die Spitze stellen wollen, und hatte schon gleich anfangs daran gedacht, ihn später fallen zu lassen. Da Jacobi die Sache einmal angefangen hatte, hielt er so lange aus, als seine Verpflichtung ging, bemühte sich übrigens redlich, den Verein in eine bessere Bahn zu lenken. Er wagte es einmal, einen Zweifel darüber zu äußern, ob der Proletarier, der von einem Tage zum andern lebe, dieselben politischen Rechte in Anspruch nehmen dürfe, wie derjenige, der zwar ein geringes, aber festes Einkommen habe. Alles war außer sich über diesen Verrath an der Demokratie, wohl zehn Redner nacheinander stürzten auf die Tribüne und überboten sich in Worten der Entrüstung.

Nachdem Jacobi auch aus diesem Club ausgeschieden war, beschränkte er sich auf seinen Bezirk und bemüht sich in diesem auch noch jetzt theils zu belehren, theils zu politischer Bedeutung zu gelangen. Ich habe ihn hier unter Männern, Frauen und Kindern, die meist aus dem Handwerkerstande waren, einen sehr populären Vortrag über das Verhältniß Deutschlands zu Preußen halten hören. Offenbar sah man die Absicht, belehrend und bildend zu wirken, doch verschmäht Jacobi auch nicht die Künste, die einen Redner bei der großen Menge beliebt machen. Mit großer Gemüthsruhe machte er Witz in der Art des Krakehlens und anderer solcher Blätter; Knaben von 8—10 Jahren, die zunächst an der Tribüne standen, tobten Beifall; diese Umgebung genirt ihn nicht. Und doch ist er im Ganzen zu ernst und selbstständig, als daß er sonderliches Glück machte. Die Gebildeteren schieben ihn vor, um mit ihm zu prunken. Er repräsentirt mehr, als daß er wirklich bedeutenden Einfluß hätte. — Im Januar trat er als Candidat für die zweite Kammer auf. Seine Rede machte einen sehr günstigen Eindruck. Durch die Antwort aber, die er auf eine an ihn gerichtete Interpellation gab, verlor er Alles, was er gewonnen hatte. Als er nämlich gefragt wurde, ob er für die Gemeindeverfassung das unbedingte Wahlrecht haben wolle, erbat er sich 14 Tage Bedenk-

zeit zur Beantwortung dieser Frage. Da schon in 8 Tagen die Deputirtenwahl stattfinden sollte, so hatte er natürlich keine Chancen mehr, gewählt zu werden.

Der höchste politische Grundsatz, den Jacobi hat, scheint, wie ich eben schon angedeutet habe, die Forderung zu sein, daß ein Jeder sich frei entwickeln und in der Aeußerung seiner Meinung nicht beschränkt werden dürfe. Es ist klar, daß man von diesem Standpunkt aus einerseits sehr radikal, andererseits den eigentlichen Wünschen des Volkes sehr entgegengesetzt sein kann. Jacobi ist radikal, aber er verleugnet nie den vornehmen Geist, der mit den Edelsten seiner Zeit und aller Zeiten in stetem Verkehr steht, der dem Volke sich nicht nähert, um ihm zu schmeicheln, sondern um es zu der Höhe, die er selbst errungen, heranzubilden. Aber eben daran scheitern seine Bemühungen, eine politische Stellung zu erreichen; keine Partei traut ihm, keine Partei liebt ihn. Für Geister, wie Jacobi, ist die Monarchie ein günstigerer Boden; er ist zu selbstständig und auch wieder in anderer Art zu biegsam, um von den großen Massen getragen und gehoben zu werden.

3. Benary.

Es gibt Charaktere, in deren Natur es liegt, stets und nach allen Seiten hin in Opposition zu stehen; zu ihnen gehört Agathon Benary. Ein Bekannter von mir, ein älterer Mann, dessen ganze Geistesbildung vergangenen Zeiten angehört, äußerte über ihn: wie unglücklich muß dieser Mensch sein, er ist ja nie anders als in Wuth! So schlimm ist es nun nicht. Freilich mag eine gewisse Reizbarkeit, ein verhaltener Groll sich in ihm festgesetzt haben durch die unverdiente Zurücksetzung, die er wegen seiner theologischen und politischen Ansichten von der früheren Regierung erfahren hat; — obgleich er an der Universität seit vielen Jahren keine unrühmliche Stellung einnimmt, ist er noch immer Privatdocent geblieben; dies mag ihn gehindert haben seine Stellung am kölnischen Gymnasium zu Gunsten wissenschaftlicher Studien und akademischer Wirksamkeit aufzugeben. Ein wissenschaftliches Blatt, das er vor etwa vier Jahren in Gemeinschaft mit Hotho und Walke herausgeben wollte, erhielt die Concession nicht. Diese kleinlichen Verfolgungen konnten in einem von Natur tadelsüchtigen Manne einen überspannten Haß gegen Alles hervorrufen, was mit der ihm feindlichen Partei irgendwie zusammenzuhängen schien. Aber Benary besitzt andererseits einen viel zu kalten Verstand, als daß er sonderlich afficirt werden könnte; er ist stets aufgeregt, aber seine Aufregung ist kalt. Man kann nicht sagen, daß sich in seinen heißen Bemerkungen viel Witz verriethe, ihrem Inhalte nach würden sie einen geringen oder gar keinen Eindruck hervorbringen; nur die Form, in der er sie vorbringt, verschafft ihnen hin und wieder Interesse. Sein Stimmorgan, seine Accentuirung trägt ganz und gar den Charakter des schneidenden und kalten Hohnes; nicht Ironie, sondern Verachtung und Uebermuth ist es, was uns bei dem gleichgiltig-

sten Inhalt, über den er sprechen mag, entgegentritt. Darum macht sein Vortrag einen sehr unangenehmen Eindruck, namentlich bei den akademischen Vorlesungen, in denen er sich mehr gehen läßt. Bei seinen Clubreden schien er sich in Bezug auf das Aeußere etwas zusammenzunehmen und sprach weniger monoton, als gewöhnlich. Vergleicht man das Wesen Benary's mit dem des Mathematiker Jacobi, so tritt ein bedeutender Unterschied hervor. Jacobi ist bei aller Geringschätzung, die er haben mag, immer höflich, freundlich und wohlwollend; Benary rücksichtslos und gleichgiltig gegen Fremde. Jacobi wird nie einen Anwesenden angreifen oder lächerlich machen, vielmehr windet er sich, selbst angegriffen, mit der glatteften Geschmeidigkeit durch; Benary sucht absichtlich Gelegenheiten, bald diesen, bald jenen vor aller Welt auf die wohlfeilste Manier zu verhöhnen und dem Gelächter preiszugeben. Daher trauen viele Jacobi nicht, wenige hassen ihn; über Benary ist Niemand im Zweifel, den Meisten aber, die ihn kennen, ist er ein Dorn im Auge. Dieser Grundzug bewährt sich auch in der politischen Richtung, die beide eingeschlagen haben. Man weiß nicht recht, welcher Partei Jacobi zuzuzählen ist; von Benary wissen es Alle, daß er der radikalen Partei angehört. Bei Wenigen ist Benary beliebt, am wenigsten bei den Lehrern der Berliner Gymnasien. Sein Erscheinen in einer Versammlung von Lehrern der Provinz Brandenburg im Herbst vorigen Jahres erregte einen wahren Sturm. Schon als er in den Saal trat, begann ein leises Geflüster. Als er darauf mit seinem unangenehmen Organ, ohne sich von seinem Sitz zu erheben, die Rede eines Andern unterbrach, wurde er durch Trommeln zum Schweigen gebracht. Derselbe Auftritt wiederholte sich mehrmals mit gesteigerter Heftigkeit von beiden Seiten, bis zuletzt Benary erklärte: er sei an diesen Ton gewöhnt und pflege sich durch ihn nicht einschüchtern zu lassen. — Solche Scenen trugen sich zu in einer Versammlung der Gymnasiallehrer der Provinz Brandenburg.

Benary's äußere Thätigkeit ist ziemlich bedeutend. Die Schwierigkeit, die darin liegt, die Gymnasialstellung mit der akademischen Wirksamkeit zu verbinden, löst er nicht ohne Glück. Wenn er außerdem nicht allein Zeit gewinnt, sich durch wissenschaftliche Werke, wie die römische Lautlehre, bekannt zu machen, sondern auch sich so lebhaft an dem öffentlichen Leben zu betheiligen, wie er es namentlich im letzten Jahre gethan hat, so kann man annehmen, daß er bei größerer Beschränkung sehr Bedeutendes geleistet haben würde. Man muß dies mit in Rechnung bringen, wenn man den Werth, den er als Universitätsdocent hat, richtig schätzen will. Er tritt jedenfalls in den Hintergrund gegen Männer, wie Böckh, Lachmann, Bopp. Dennoch aber gehört er zu den Philologen, die man nicht nur mit Vergnügen, sondern auch mit Nutzen hört. Durch eine eigene Combination von Kenntnissen nimmt er sogar eine eigenthümliche Stellung ein. Er gehört nämlich erstens zu denen, die das Sanskrit und die verwandten Sprachen auf das Griechische und Lateinische angewandt haben. Bopp macht diese Anwendung nicht in der Aus-

führlichkeit, wie Benary in seinen Vorlesungen über lateinische Grammatik und in seinen Interpretationen zu Sallust, Persius u. s. w. Böckh, Lachmann, Zumpt, Franz verstehen Sanskrit nicht. Erst in den letzten Jahren hatte Benary an Georg Curtius einen Concurrenten erhalten; nachdem aber Curtius einen Ruf nach Prag erhalten hat, ist es wieder Benary allein, der diese Verbindung von Kenntnissen besitzt. Zweitens vereinigt er philosophische mit philologischer Bildung. Diese Vereinigung macht sich namentlich in seinen Vorlesungen über römische Literaturgeschichte und in den literarhistorischen Einleitungen zu seinen Interpretations-Collegien geltend. Ueberwiegend ist in ihm wohl die philologisch-historische Auffassung; durch das Studium der Hegel'schen Philosophie hat er aber eine Anzahl allgemeiner Begriffe und Ideen gewonnen, die ihn in einen großen Vortheil gegen alle Philologen setzen, die es für überflüssig halten, sich mit der Philosophie zu beschäftigen.

War Benary schon früher keine persona grata, so ist er es seit dem vorigen Sommer noch weniger. Nachdem er kurze Zeit Mitglied des constitutionellen Clubs gewesen, gründete er im Verein mit seinen Brüdern den Volkclub. Der Charakter dieses Clubs war nicht ganz so kindisch ausschweifend, wie der des demokratischen Clubs, in allen wichtigen Fragen trat er aber gemeinschaftlich mit ihm auf. Der demokratische Club war der eigentliche Mittelpunkt, ihm gehörten vorzugsweise die Radikalen aus den gebildeteren Ständen an. Die anderen Clubs, den Benary'schen mit eingeschlossen, betrachteten sie nur als Ableger und übten dort als Gäste in der Regel einen größeren Einfluß aus, als die Gründer und Führer des Clubs es selbst im Stande waren. Das Publikum des Volkclubs, das fast ganz aus den niedern Ständen bestand, wählte zwar Benary immer aufs Neue zum Vorsitzenden, ließ sich aber nicht sonderlich durch ihn leiten. So oft ich diesen Club besuchte, fand ich Benary im Kampf mit den übrigen Mitgliedern. Es läßt sich daher schwer begreifen, wie er bei der offenbar verschiedenen Richtung es nicht müde geworden ist, Vorsitzender zu sein. — Bei den letzten Wahlen zeigte es sich, daß seine Popularität doch so bedeutend geworden war, daß er in der Versammlung der Wahlmänner aufgefördert wurde, ohne weitem Zweck eine Rede zu halten. Er erfüllte diesen Wunsch, bewies aber zugleich so viel Selbsterkenntniß, daß er sich nicht verleiten ließ, als Kandidat für die zweite Kammer aufzutreten.

G. B.